

(Berlin, Miami)

Hannes Bajohr
(Berlin, Miami)

Roman

Rohstoff

I
(DAS VATERLIEBENDE
ERBE IM SCHLAFSTOLLEN
DER ZEIT)

Die Kunst des Wettkampfs

»Co-Yoga ist eine Scheiße«, ruft jemand. Der Geruch von Getränken, Kühlschränken, Hunderten von Heftigen-Gesichten, von Comic-Bros und vom fadesten Indoor-Basketball, das ich in meinem Vorbeiziehen je erlebt habe, lässt mich ratlos und verwirrt aussehen. Ich dehne mich auf dem Tanzplatz und höre, wie der Kühlschrank angelehnt wird und der Hepp-Maschinenturm zu dröhnen beginnt.

»Los, renn los, renn los, renn los«, schreit ein Familienvater in der Ferne, gefolgt von den Eltern, der Mama, den Töchtern, den Nichten, den Tanten, den Geschwistern, den Cousinsen, den Gästen vom Hafen City Leisure Park und den großen Liebespaaren aus Fort Lauderdale.

»Co-Yoga?«, frage ich.

»Das ist eine Scheiße!«, sagt der Mann mit dem riesigen T-Shirt, der auf dem Stuhl vor mir sitzt.

»Und was genau ist dieses Co-Co-Co-Co-Yoga?«, stottere ich und blitze zu Ramona hinüber, der Besitzerin dieses Gesprächsmoduls.

»Co-Yoga ist ein neues, soziales Co-Working-Modul für Geschlechtsgenossen«, sagt Ramona. »Es war ein Traum von mir, in einer diesartigen Runde, gleichgesetzt mit Menschen, die sich sehr ähnlich sind, zu leben und zusammenzuarbeiten.«

»Wie zum Beispiel zu Hunderten, wie zu Zehntausenden?«, sage ich.

»Aber bitte, erzähle doch nicht Unsinn. Die Erfahrung zeigt, dass manche Menschen, wenn man sie nicht

aufhält, gegenüber denen, die sich zusammengefunden haben, nicht interessanter werden. Andererseits, wenn man sie aufhält, dann kreierte man ein Lebensmodell, das wertvoller ist als das, was man mit echten Werten macht.«

Der Schriftsteller Gary Fincher hat mal geschrieben, er bewerte seine Arbeit nach Gefühlen, die durch die zentrale Neurologie hervorgerufen würden. Daran dachte ich jetzt.

»Ich habe nichts gegen Co-Working«, sage ich. »Aber Co-Yoga ist eine törichte Idee.«

»Co-Yoga ist ein neues Verfahren zur Vorbeugung des übermäßigen Verbrauchs von Waren und Lebensmitteln.«

»Und was für Waren?«

»Solchen aus Produktionsstätten wie den traditionellen Fabriken, die dazu verpflichtet wurden, ihre Produkte gegenüber Kunden immer billiger und billiger zu unwerben.«

»Das ist doch eine große Rede hinter dem Rücken der Verbraucher, die ein schlechtes Gewissen haben, weil sie ein Leben lang von einer Industrie profitierten und nun dafür kämpfen müssen, dass das aufhört.«

»Damit haben sie die Möglichkeit, die Welt zu erschüttern und den Abfluss von Gütern und Waren aufzuhalten.« Ramona sieht mich mit einer leicht verschwitzten Hand auf dem Mund an.

»Du bist davon überzeugt, dass diese Idee das erklären kann, warum Menschen bei ihren Ritualen nicht zum Wohlfühlzentrum gehen?«

»Menschen brauchen bestimmte Abläufe, um sich zu verbinden.«

»Aber ständiges Ausladen, Lagerung, Wiederhalten, Transport, Abfertigung, Wartung ... «

Ich erschrak. »Okay, dann haben wir ein Problem.«

»Kein Problem.«

»Das ist doch ein Problem.«

»Nein, ist es nicht.«

»Aber das Problem besteht doch nach wie vor darin, dass das zu viel Verkehr und Stress verursacht. Und das Ganze ist doch ein ganz, ganz übler Irrsinn?«, frage ich den Mann mit dem T-Shirt, der neben uns steht.

»Vertrau mir, das ist nichts Neues«, sagt er.

Ich wohne erst seit Kurzem in Ramonas Gesprächsmodul. Es liegt zwei Straßen neben meinem Wohnblock. Ich habe Ramona in der Skyline von Miami getroffen und mit der Bitte angesprochen, die Fußball-Allegiance zu verlieren. In die Lautsprecher an den Türflügeln wurden mehr Lautsprecher eingebaut als nötig, um das Lied zu vernehmen, das während der Konzertstimmung für den Wohnblock verkündet wird.

»Ich muss zugeben«, sage ich, »ich hätte mir denken können, dass es ein Spaßmodul ist. Spaßig ist es nicht.«

Ramona wirkt sehr erleichtert. »Ich mache keinen Spaß mehr, seit ich hier bin«, erzählt sie mir. »Ich glaube, ich habe die ganzen bösen Gedanken, die ich wegen meinem Essen hatte, verschlafen, und alle Sorgen, die ich wegen meinem Job hatten, wieder gegessen.«

»Was gibt es hier zu tun?«

»Wir reden, tauschen uns mit den anderen Modulbesuchern über unsere Lieblingsserien und Filme aus.«

»Und was hast du gegen Co-Yoga?«

»Gegen Co-Yoga habe ich nichts.«

Es rauscht in meiner Atmosphäre, und ich sehe den Vapor-Pool von zwei anderen Spielern: »Bitte sprechen Sie mit mir, Jean-Claude.« »Ich brauche eine Runde Ballspiel oder wir spielen irgendetwas.« »Ich bin gesundheitlich nicht so stark.« »Okay.« »Okay.«

Auch ich spiele eine Runde Ballspiel. Danach mache ich eine Runde Jogging.

»Und dann werden wir Frühstück machen«, sagt Ramona.

»Okay«, sage ich.

»Und danach arbeiten wir am Co-Yoga-Programm. So gut«, sagt sie und lacht.

»Kooperieren, und alles in Ordnung?«, frage ich.

»Ja«, sagt sie.

»Also gut.«

Ich bin mir nicht sicher, ob ich einen klaren Kopf habe und ich fühle mich schlauer, wenn ich mich auf meine Füße konzentriere. Ich werde meine Runde Jogging wohl nicht wiederholen. Ramona ist sehr gesund, und einige der anderen Mitglieder des Co-Yoga-Teams sind auch gesund.

»Fernsehserien gab es schon irgendwann, das ist ja nicht so überraschend.«

»Na, was heißt überraschend?«

»Zum Beispiel, wenn einer von euch das Filmchen noch nicht gesehen hat, aber selber darin vorkommt.«

»Und dann bist du nicht da«, sagt eine Stimme hinter mir.

»Aber nein, es wird schon gut!«, springt Ramona ein, als ich sehe, wer das ist: der Leiter meiner Bestellsabteilung.

»Aber der Vortrag wird ja trotzdem immer durchgeführt, nicht wahr?«, grinst er Ramona an und setzt sich ans Spielbrett.

»Das werden wir doch glauben«, sagt Ramona und hält sich die Hände vor den Mund, weil sich ihr Blick zu irgendwelchen Kommentaren durch die Penneketten gespenstigt hat, und sagt zur dritthöchsten Oberschicht: »Probieren geht halt in die Wünscherei.«

Seit meinem letzten Urlaub, vielleicht fünf Jahre her, wohne ich wieder in Miami. Das ist ein beispielloser Ort: Man ist ein Hähnchen in einem Zentimeterwärmer, ein Raubtier in einem Riesen-Tierpark, der den Inselstaat Okeanos-Jamaica besetzt, und in diesem Park wohnt der größte Raubtieranbieter der Welt. Ramona ist nur eine Tür von mir entfernt, auf der anderen Seite, und ich erinnere mich vor allem an ihre Blicke, wegen denen ich mich für sie zu interessieren begonnen habe. Dabei mag ich sie nicht besonders, weil sie unheimlich anziehend ist, nach Werbung aussieht und ich nicht imstande bin, mich von ihr zu distanzieren, außer durch eine gewaltige Menge Arbeit. Miami war jedenfalls schon immer mit ihr verbunden – ich habe sie in den letzten Tagen von Ort zu Ort herumgefahren, und sie hat mir einiges laut und deutlich

beigebracht –, auch wenn sie heute bessere Vornamen hat als damals: Roni, Zari, Faril, Loni, Dari, Marion, Daria, Rami, Radu, Rahda, Romy, Ramona.

In Miami habe ich mich aber auch in einem Laden versteckt, als ich einen Job bei einem Berliner Start-Up anfang, das Reinigungsprobleme in autogenen Wohnwagen aufklären wollte, und nutze nun meine Zeit dafür, um kleinere Projekte zu erledigen, indem ich andere öfter anrufe und dafür angreife, meine Rechnungen nicht zu bezahlen. Das geht schon ungefähr die Dauer eines Berlin-Miami-Duetts lang, da Miami so groß ist, dass auch ein Berliner mit einer Berliner Nummer telefonieren kann – das Festnetz ist plötzlich geschlossen, als würde es lediglich fünfzehn Sekunden dauern, ein iPhone mit zwölf Zentimetern Breite zu finden, das angeblich nur einer der achtundachtzig gescholtenen Siedler gehabt haben soll, die Miami in den Siebzigern erobern mussten, um zu überleben. Schon damals gab es die Lebensviren, den Drei-U-Ten-Schäumeffekt, das Rotterdam erbitterter Schlachten, den Ermattungsversuch im Vorortkrieg, die gegen Ende der Dreiergrenze notleidenden Familien, die sich auf den Stau einließen, und noch viel mehr, was ich mir heute nicht mehr ganz genau vorstellen kann.

Inzwischen zieht der T-Shirt-Mann einen beinlosen Stiefel an und gießt Ecstasy-Pillen unter seine Füße, um besser auftreten zu können. Dann beginnt er, ein altes Modell mit Ramonas Vornamen zu besprechen, während er mit seiner Muskelmaske im Wohnmobil ins Mikrofon hupt. Ramona wendet sich den anwesenden Leuten zu,

und ich gehe nach Hause. Spontan kommt mir der Kieferling in den Sinn. Morgen, so denke ich, muss ich anfangen, Ramonas Wikipedia zu löschen.

In der Stadt war ich empfangen, als ich wieder in die Welt trat

Als Kind hatte ich ein Gebiss, das eine unkonventionelle Einteilung zwischen einem Kieferling und einem Teichenkopf anzeigte. Der Kieferling war in der Kraft verwurzelt, der Teichenkopf durch eine äußerst schlanke Basis gefestigt, die den Kiefer in demselben Moment, als die Beine sich schüttelten, aus dem Kieferling herauszog.

Ich vermutete, dass die Beine des Kieferlings in den gleichgültigen Teichenkopf gebissen hatten, um in dieser unmittelbaren Geste eine Zukunft der Gemeinschaft zu bekunden, und zwar nicht nur im Sinne einer Möglichkeit – es waren ja schon so viele Menschen da –, sondern auch durch den Einsatz aller anderen Handhabungen: durch die Rasterung ihrer eigenen Schichten, durch eine unkomplizierte Kombination von Darm- und Schweißrinnen, durch das Gegenbeschlagen von Hunderten wertvoller Erfahrungen, durch die Vermehrung des Fortschritts.

Mir war all das freilich völlig egal: ihre Schärfe, ihre Härte, ihre Stärke – all das, wofür ich für immer gesorgt hatte, war für mich bereits zu sehr entschieden. Als Kind hatte ich daher bewusst und mit eigenen Augen den Weg gesehen, den eine menschliche Körperform zum Selbstmord führt, ich habe dessen Eigenschaften nachgezeichnet, die mir in jeder Phase des Lebens wichtig wären, ich hatte die Geschichte des Möglichen erschlossen, und es war so wie immer gewesen: Ich war tot, aber auch nicht. So hatte ich auch verstanden, was mit meinem Vater geschehen war.

Beide Köpfe nämlich, Kieferling und Teichenkopf, schwangen als die einzige Kraft, die mich als Kind getragen hatte, in die Höhe; sie waren wie die Rippen einer gespannten Gitarre. In solchen Momenten sah ich immer den Mund, meinen Mund, den ich an seine Brust drücken wollte. Die Worte schlurften ein, ein Bühnenläufer vermochte mir die Hand zu führen; ich hielt den ersten Satz, der kommunizierte, vor mich hin, um zu schauen, wie er reagierte. Es war ein Satz, der so wenig mit dem zu tun hatte, was ich gerade von ihm erwartete, aber dennoch immer wieder in einer Kombination von Zuständen und Verhalten eine unverzichtbare Botschaft aussprach; aus dem Mund sprang dann eine unglaubliche Wucht. Das Gebiss wandelte sich zu einem zarten Lachen.

Es war zu einer Stunde, in der ich auf der Stelle zu meinem Kieferling gekommen war, und als ich ihn herauszog, fühlte ich die Wärme der Höhle in meinen Fingerspitzen. Hände der Schönheit drückten mir die Brust, so als wollten sie mir erlauben, meinen Vater anzulügen – meine Worte konnten wahr werden –, und ich wurde ergriffen vom Gefühl, nackt in einer Wüste zu sein. Später sah ich in das kleine, unvollendete Gesicht und fand nur eine Schönheit, die die Verbindung zwischen Brust und Kiefer erklärte. Sie war bestrickend, aber unnatürlich.

Zu solchen Zeiten, wenn ich den Kieferling in der Hand hielt, konnte ich den Kopf meines ursprünglichen Lebens betrachten, wie es mir damals gefiel, und konnte es wieder in mich aufnehmen; ich konnte auch meinen Vater erkennen, aus dem diese Schönheit floss, und ich

fühlte wie durch eine Nervenansammlung hindurch die Energie der Stadt, die so lange eine Kraft ausgeübt hatte. Der Kieferling erschien mir in diesen Augenblicken wie ein wunderbarer Gewölbungspunkt für die Erinnerung, die nicht mehr in meinem Kopf herumspuken durfte.

Dazu kamen auch die Gedanken, die ich immer sofort vergaß, etwa solche: dass meine Eltern nicht ganz aufrichtig waren, als sie mir die Stadt verliehen hatten und ich aus wichtigen Gründen einige Wochen hier verbringen musste; dass ich in der Schule einen Wachstumsschritt, ein paar Notizen und eine Armbanduhr nicht immer mitbekommen hatte; dass sich auch während der Wochen, die ich hier verbrachte, das Gefühl in den Schuhen einigermaßen verfestigte; und dass ich durch die Stadt gehen konnte und nichts zu verlieren hatte.

Es dauerte eine Weile, bis ich an die Ränder dieser Stadt kam, die mir zuerst so einsam, so isoliert, so kalt erschienen waren. Aber es war nicht einmal so; es war schlicht immer noch die Stadt, in der ich mich zurückgelassen und geliebt hatte. Doch das Leben in der Stadt ist nicht das Gleiche wie das Leben in der Gegend. Als ich die Stadt verlassen hatte, war es fast, als wäre ich für immer davongestieft. Es gab in dieser Stadt keine Gräber und keine Denkmäler; hier wohnten keine Männer und keine Frauen oder Kinder; hier war nur eine Hand am Horizont, die sich nach dem am Horizont ausdehnenden Grashalmgerüst austreckte; sie zeigte, wie die Stadt wuchs, wie die Stadt sich entwickelte, wo das Gebirge endete und wo der Süden begann; hier war die ganze Größe der Stadt, sie

war als ein leeres Gefäß in den Hügeln ausgelegt, und in gewissem Sinne wollte ich die Stadt mit ihren Türmen, ihren Gärten und Bäumen und den Wegstellen erkennen.

Wie die Menschen auch immer aussehen mochten, sie alle waren wunderschön. Sie waren von ihrer Haut und ihren Häuschen und ihren Lagern aus wunderschön; was immer sie trugen, es waren keine anderen Wesen, die mir in dieser Stadt so begegnet waren wie jene in der Gegend der Höhlen.

Mein Vater sagte mir immer, dass es viele Städte in dieser Welt gebe, die nicht so wunderschön seien wie diese Stadt. Es war an einem Morgen in der ersten Juni-Woche, als er mich zu seinem Haus brachte. Ich hatte nichts unternommen, um ihn zu beobachten, wie ich es sonst immer tat, und doch war er nicht so, wie er davor gewesen war. Der Morgen war hell, und mein Vater wollte zu den Hügeln, aber da er in den letzten Wochen immer zwei Stunden vor mir aus dem Schlafzimmer ausgezogen war und mich nur zu Mittag gesehen hatte, wollte ich ihm nicht beim Verlassen betrachten.

Den Kieferling hatte ich da noch immer in der Hand, und es war, als müsste ich ihn zwingen, mit dem Kopf zur Tür hinauszugehen, um zu sagen: »Morgen bleibt's!« Mein Vater sah das nicht ein und nahm mir den Kieferling ab. Er erfasste ihn ohne Kopf und ohne Beine und legte ihn in seine Tasche. Dann kam er auf mich zu, als hätte ich ihn nicht gesehen. Im Haus war es still, und ich wusste nicht, warum wir in diesem Augenblick nicht

in dem großen Zimmer saßen, wo ich so oft die große Treppe hinuntergegangen war. Stattdessen aber standen wir auf der Straße und sahen uns an.

(Einmal saß ich mit einem Schulfreund in einem Café und musste zugeben, dass ich wusste, dass eine Krankheit meiner Eltern in den nächsten Tagen durchkommen würde. Es war nicht einfach, von deren Leiden im Leben in der Stadt und an vielen anderen Orten abzulenken.)

»Wo gehen wir hin?«, fragte ich. Mein Vater sprach: »Da ist eine Stätte, wo man sich zusammenfindet – wenn man Glück hat.« Dann sagte er, dass er dort vielleicht eine Treppe hinaufsteigen würde, »nur, damit du die Leute in deinem Glück sehen kannst.« Er küsste mich und ging hinauf, denn er wollte mir meine Bewunderung zeigen; wenn ich dort hinaufkletterte, würde ich sehen, wie er sich mit dem Kind zusammenfand, das ich war. Er hatte aber den Teichenkopf vergessen; ich hielt ihn noch in der Hand. Er sah so anders aus, seine Haut war so verwelkt, und sein Häuschen war immer noch dunkel. Er war ein alter Mann und hatte auf einem hohen Thron gesessen und die Welt erkundet, während ich auf seinem Arm gelebt hatte.

Wir kletterten die Treppe hinauf. Mein Vater hielt den Kieferling in der Hand. Ich wusste nicht, was er vorhatte, er ließ ihn in seiner Hand schlafen, aber ich wusste, dass wir es für die Stadt auf der anderen Seite tun würden. Mein Vater würde, wenn er aufwachte, seine Taschen auf dem Bett zusammenschieben; darin aber waren noch mehr Bücher und Köpfe, auch solche, die ich noch nie erspäht hatte. Einmal in einem Zimmer zusammengeführt

und wieder getrennt, wären sie dort immer und immer wieder zusammengeführt worden. Und ich wusste, dass er, als er die Treppe hinaufgeklettert war, alle Dinge, die ich nicht wusste, in diesem Winkel überwältigt hatte. »Lass uns hier warten«, sagte er, ich sah ihm aber nur ins Gesicht, denn plötzlich hatte ich den Kieferling seidenmaßen in der Faust.

Der Teichenkopf hingegen schlief; er schlief fest, sodass er, wie ich glaube, den Kieferling nicht bemerkte, als ich ihn am Hals zog. Wir waren ohne Feuer geklettert, aber doch mit vielen Lebewesen und mit vielen, manchmal mit schieren Körpern, die von oben herabstießen, und mit solchen, die uns nach oben trieben. Die Stadt unter uns lag erschrocken ruhig auf erschwerten Füßen; sie lag wie ich, ohne einen einzigen Schatten. Ich sah, dass das Gebirge nicht mehr an seiner Stelle war; aber die Berge waren da, die Bäume dort. Als der Kopf des Teichers wieder aufwachte, saßen wir auf der Insel neben seinem Grund. »Ist alles so korrekt, wie es ist?«, fragte ich. Mein Vater erschauerte, sagte nichts und machte sich auf den Rückweg. So war unser Ausflug nur ein kleines Stück erschlossener Gefühle, ein kleines Stück der Welt, wie ich sie von meinen Köpfen kannte.

Als Kind hatte ich ein Gebiss, das eine unkonventionelle Einteilung zwischen einem Kieferling und einem Teichenkopf anzeigte. Vom Teichenkopf sprach ich schon. Der Kieferling hatte wahrscheinlich die Aufgabe, dem Teichenkopf zur Strecke zu bringen. Nach unserer Wanderung kam es mir so vor, als ob ich mir den Mund

verstümmelt hätte, also entschlossen meine Eltern sich, dass ich mich in einer kleinen Klinik aufhalten sollte, bis ich erschöpft genug war, um wieder unversehrt zu sein. Einmal dort, schloss meine Mutter die Tür, gerade, als ich an der Wiege des Teichers vorbeiging. So blieb ich plötzlich auf der Stelle stehen, und ich überlegte, ob ich den Mund wieder öffnen sollte, denn wenn ich ihn wieder öffnete, würde keiner mehr mit mir sprechen. Also öffnete ich ihn nie wieder.

Mein Vater erschoss den Kieferling später, auf einer anderen Wanderung, als der Teichenkopf es ihm riet.